

Rasse, Geist und Weltgeschichte

Autor(en): **Brock, Erich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **7 (1927-1928)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-156432>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

weitaus am meisten gefürchtet. Alle diese Zahlen sind unvergleichlich viel günstiger als bei allen übrigen Arten von Kampfunfähigkeit durch Geschößwunden, Verbrennungen u. s. w. Im Weltkriege hatten die Deutschen eine Todesziffer von 43 % aller Verwundeten, die Franzosen von 36 %, die Amerikaner von 29 %, die Engländer von 37 %. Die Japaner verloren im russisch-japanischen Krieg 34 %. Die Sterblichkeit von 30 % aller Verwundeten gilt als Durchschnitt für einen Feldzug. Bei den Gaskampfstoffen ist sie also unvergleichlich niedriger und beträgt nur den zehnten Teil derjenigen Todesfälle, die durch Brisanz erzeugt werden. Das heißt, nach Fries: Ein auf dem Schlachtfeld durch Gas verwundeter Mann hat zehnmal so viel Aussicht, wieder vollständig hergestellt zu werden, als ein durch Infanteriegeschosse oder Explosivgranaten Verwundeter. Die Gaskampfstoffe haben also im Gegenteil zu einer wesentlichen Verminderung der Todesfälle und damit der Grausamkeit der Kriegführung beigetragen. Auch die gelegentlich beobachteten üblen Nachwirkungen von Gasvergiftungen sind kaum schwerer als die Verstümmelungen durch andersartige Verwundungen. Auf jeden Fall aber muß aus den entsprechenden Vorbereitungen zahlreicher Staaten geschlossen werden, daß in einem künftigen Krieg mit der Anwendung von Gaskampfstoffen aufs bestimmteste zu rechnen ist. Ein Land, das seine Zukunft sicherstellen will, muß daher auch nach dieser Richtung hin, zur Abwehr in erster Linie, aber auch zum Angriff, vorbereitet und gerüstet sein.

Rasse, Geist und Weltgeschichte.

Von Erich Brock.

1. Europäische Rassenfragen.

I.

Die Rassenlehre, aus langer abgeschlossener Einzelarbeit der Fachgelehrten und langen, vorschnell ins Weite tastenden, höchst gemischten Ahnungen von Dilettanten durch die Kriegsbeschleunigung aller Menschenproblematik zur Einheit zusammengeschoßen, ist nun auf dem Punkt angelangt, daß sie für eine geistige Politik in Betracht kommt und eine Auseinandersetzung zwischen diesen beiden Positionen nicht mehr umgangen werden kann. Wir setzen dabei in den Grundzügen als bekannt voraus, was man in weiteren Kreisen als die Günther'sche Rassenlehre bezeichnet — was bei ihr heute ja kaum noch eine Aufforderung, sondern nur mehr eine Tatsachenfeststellung bedeutet. Zuvor nur der Hinweis, daß die Taufe dieser Lehre auf Günthers Namen mißverständlich erscheint. Günthers großes Verdienst ist zunächst an der anthropologischen Grundlage die Zusammenarbeit und Populärisierung. Wie sich schon bei oberflächlichem Durchblättern aus den

Anmerkungen seines Buches¹⁾ ergibt, fußt er soweit durchweg auf Jahrzehnte zurückgehenden Forschungen von Fachmännern der hauptsächlichsten Kulturnationen. Es will dem Laien scheinen, daß heute die Umreißung der europäischen Hauptrassen in ihren Grundzügen Gemeingut der Wissenschaft ist und daß es daher nicht erlaubt sei, wie es heute immer noch stellenweise geschieht, die ganze Rassenlehre von Europa als kulturell-politische Zweckausstellung zu bezeichnen. Ganz anders steht es mit der Wendung der Lehre ins Psychologisch-Geistige. Hier hat Günther von seinem festen Wissenschaftsboden aus größtenteils Neuland betreten, in welches vorher nur einzelne, mehr verwüstende als erobernde Erkundungsritte gemacht worden waren. Und von der Logik der Sache ist er seither nebst seinen Schülern und Gleichstrebenden Schritt um Schritt weiter in dieses weite und dunkle, in seinen Umrissen schwankende Land hineingezogen worden. Die anfängliche Unbefangenheit, welche das Geistige der Rasse unbedenklich auf einem Fuß mit ihrem Körperlichen behandelte, weicht mehr und mehr vor der Problematik dieses Fortgangs, welche zu umfassenden erkenntnistheoretischen Geländebereinigungen nötigt.

Zu kritischer Betrachtung geht man am besten von einem gesicherten Kernbezirk aus, in welchem die Erscheinungen von Körper- und Geist-Seite so offenbar zusammengehen, daß ihr Zusammenhang höchstens absichtlich übersehen, nicht aber ernsthafterweise und ausdrücklich geleugnet werden kann. Daß zwischen den tiefsten Formen und Gemeinsamkeiten der romanischen Kulturen und den Eigenschaften der westischen (mediterranen) Rasse einerseits, andererseits zwischen jenen der germanischen Kulturen und denen der nordischen Rasse Wesens-Beziehungen bestehen, das ist, ohne klare Begrifflichkeit, seit Jahrhunderten so übereinstimmend gesehen worden, daß hier nur dogmatischer Rationalismus und politische Voreingenommenheit sich noch sperren kann. Darüber hinaus weiß die Günther'sche Schule noch weitere ähnliche Deckungen glaubhaft zu machen. Wird dann aber von da unbeschwert ins Weite und Breite analysiert und konstruiert, so sieht man sich plötzlich in Folgerungen verstrickt, die nicht nur inhaltlich grob und der Vielspätigkeit des Wirklichen ganz unangepaßt erscheinen, sondern auch dem Herzudrängen von grundsätzlichen Fragekomplexen hilflos gegenüberstehen, die erst am ganz Konkreten hervortreten können. Dies macht die Auffuchung des Gesetzes unabweislich.

Prüfen wir diesen Weg vom Sicherem zum Falschen etwas näher, so zeigt sich gleich die Diskussion im einzelnen dadurch erschwert, daß es sich hier nicht um wissenschaftliche Präparate handelt, sondern daß man in Streitigkeiten über die teuersten Legenden der Völker und Stämme unmittelbar eingreifen muß, welche scheinbar von wissenschaftlichen Kategorien nur noch vergiftender gestaltet werden. Doch werden diese Wirkungen das starke Bedürfnis der Zeit nach solchen rassenpsychologischen Deutungen kaum aufhalten können, und man kann nicht sagen, daß seine Befriedigung nur Phantasterei bedeute. Typisch für den Zustand des

¹⁾ Hans Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, Verlag J. F. Lehmann, München.

ganzen Gebietes, in dem Greifbares unterschieden zu werden beginnt, ohne daß es bereits Gestalt gewonnen hätte, ist die Denkartung Günthers selbst. Während z. B. Fritz Lenz,²⁾ der, in der exakten Vererbungs-wissenschaft ein geschätzter Forscher, auf dem Gebiete geistig-kultureller Rassen-theorie sofort in ein leeres und schiefes Gerede gerät, sieht Günther fast immer wirklich Wesenhaftes.³⁾ Er hat wirkliche Intuition und hat daraus im Ganzen Erstaunliches gemacht. Aber er sieht den genaueren Umriß dieses Erfassten nicht. Er sieht nicht das Gesetz der von ihm gefundenen Zusammenhänge und insolgedessen nicht die Grenze zwischen ihrer Anwendbarkeit und reinem Schematisieren und Bergewaltigen. So verstrickt er sich, immer nur an einem Faden hintastend, in Seitenwegen, welche bald den offenbaren Schwerpunkt der Erscheinung zu Gunsten von Nebenbeziehungen weit abseits lassen.⁴⁾ In diesem ganzen Sinne ist zweifellos z. B. seine Aufstellung betreffs der ostischen (alpinen) Seele, welche so große Streitigkeiten hervorrief, irgendwie gesehen; allerdings muß man die Atmosphäre dieser Rasse auch erfahrungsmäßig kennen, um darüber zu urteilen. Ebenso hat Günther ohne Zweifel neuestens⁵⁾ auch der dinarischen Seele gegenüber irgendwo einen realen Deckungspunkt zwischen Rasse und Geist gefunden. Wir lassen hiervon einige Andeutungen folgen, um einen Begriff von seiner jüngsten Arbeitsweise zu geben. Günthers Bild stimmt hier weitgehend mit demjenigen überein, das schon seit langem von einem Hauptstamm dieser Rasse, dem altbairischen, nach seinem geistigen Formgesetz entworfen wurde. Günther hätte z. B. zum Vergleich nur das geschätzte Buch von Feulner „Bairisches Kokoko“⁶⁾ zur Hand nehmen brauchen, um in dieser bewußt stammeshaft eingestellten Aufdeckung des inneren Rhythmus einer großen Periode deutscher Kunst einige Hauptzüge seiner dinarischen Seele wiederzufinden. Es handelt sich um eine Gesinnung, die sich im Hoch- und Spätbarock ihren klassischen Ausdruck geschaffen hat: der

²⁾ Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre. Verlag J. F. Lehmann, München. Über dieses im Ganzen vortreffliche Werk wird noch geredet werden. — Vgl. auch das Juliheft der „Süddeutschen Monatshefte“.

³⁾ Überhaupt wollen wir nicht sagen, daß, soweit wir uns umtaten, wir bei den Kritikern Günthers ihm wesentlich überlegene Einsichten gefunden hätten. Man nehme z. B. die Schrift „Rasse und Volk“ von Wilhelm Schmidt, V. S. D. Er hebt einige naheliegende Widersprüche der Lehre Günthers (den er als bloßen Gymnasialprofessor entlarvt) zutreffend hervor, bietet aber auch selbst wenig anderes als reichlichste Konstruktion. Seine praktischen Vorschläge zur Rassenpflege gehen ungefähr vom Standpunkte der Bayerischen Volkspartei aus. Seine Leugnung der Erblichkeit geistiger Eigenschaften beweist er durch das katholische Dogma von der unbedingten Selbständigkeit der Seele. Ferner sei von einer vererbungs-tragenden Struktur wie beim Körper betreffs der Seele nichts bekannt; es würde sich sonst ja eine bedenkliche Grenzverwischung zwischen Natur- und Geisteswissenschaft ergeben, was sich hoffentlich die Natur gesagt sein lassen wird.

⁴⁾ Anerkennenswerte Zurückhaltung betreffs psychologischer Folgerungen zeigt W. Scheidt, „Allgemeine Rassenkunde“; Lehmann, München. Allerdings fallen die betreffenden Ergebnisse dafür auch entsprechend mager aus.

⁵⁾ Hans Günther, Rasse und Stil, Verlag J. F. Lehmann, München.

⁶⁾ Verlag Bruckmann, München.

Drang zu festlichem, rauschendem Ausdruck, der sich um das Innerliche als solches nicht weiter ein Gewissen macht, aber es in erschöpfender und überzeugender Weise nach außen kehren will; ein geradezu explosiver Trieb zur Entladung einer undifferenzierten vollblütigen Temperamentsfülle. (In der Tat haben ja auch die Barockkünstler sich auffallend häufig den dinarischen Körper=Typus zum Vorwurf gewählt.) Es handelt sich im Gegensatz zum romanisch-westischen Formsinn um einen durchaus sentimentalischen Expressionismus, der in seiner geschichtlichen Form einen Bruch zwischen innen und außen, von außen her durch krampfhaften Gestaltungsdrang zu überbrücken sucht. Ist die Gefahr, könnte man formulieren, des Ostischen: Zerstörung (bzw. Nichtbildung) des Innerlichen durch zu wenig, so des Dinarischen: durch zu viel Ausdruck.

Scheint also auch hier ein Kernbezirk durchaus greifbar, so kann doch die Sicherheit, mit der Günther von hier zur Analyse einzelner Geistesgrößen fortschreitet, nur äußerstes Bedenken erregen. Zwar ergeben sich auch dabei einige gute und wesentliche Einsichten, und zwar eben aus der Verknüpfung des Geistigen mit dem Rassistischen. So gewinnt er den begrüßenswerten Mut, aus seiner Anschauung der ostischen Seele z. B. den viel überschätzten Hans Thoma auf seine wahre Bedeutung zurückzuführen, und darüber hinaus den Unfug anzudeuten, der häufig mit „deutschem Gemüt und Innerlichkeit“ da getrieben wird, wo vielleicht nur Stumpfheit, Trägheit und Leere den Ausdruck hemmen. Oder seine Beurteilung Richard Wagners, der entsprechend der wachsenden Einsicht der jüngeren Generation von dem Olymp fiebriger Anbetung ziemlich herabsteigen muß; er wird von seinem starken dinarischen Einschlag her in seinem breiten, pomphaften und etwas wahllosen Wesen fruchtbar durchleuchtet. Aber solche einzelnen glücklichen Funde täuschen nicht darüber hinweg, daß jener Kernbezirk der Deckung hier stark verkleinert ist und der undisziplinierte Umtrieb in unorganischen Folgerungen einen entsprechend breiteren Raum einnimmt. Auch wer hier durchaus gutwillig an Günthers Analysen herantritt, wird unbestreitbar vieles anders sehen können, oder auch bei Übereinstimmung betreffs der Geisteselemente der behandelten Größen doch die Hauptdeutung von einem andern Punkte her vollziehen. Das zeigt eben, daß die Unmöglichkeit hier besonders klar wird, die unendlich mannigfaltige Erscheinung eines in seinen Einzelzügen gut belegten schöpferischen Geistes von den recht rohen Formeln der Rassenlehre her eindeutig zu klären. Das erweist sich schon darin, daß Günther selbst sich hier oft genug in Widersprüche verstrickt, die nur solange unbemerkt bleiben können, als man sich eben im Stadium der Anhäufung ziemlich vager Einzelzüge bewegt. Die Tendenz seiner Schule geht z. B. offensichtlich in der Richtung, die ja im Mittelpunkt aller Bemühung stehenden Nordrassistischen immer mehr als kühle, distanzierte, gehaltene Willens- und Empfindungsmenschen aufzuzeigen (skandinavischer Typ?), weniger als Geistesmenschen denn als Aristokraten — jedenfalls als weitgehenden Gegensatz zu dem, was man im 18. Jahrhundert anläßlich der großen kulturellen Schicksalswende zwischen romanischem und germanischem Geiste in Frankreich und Deutsch-

land nordisch nannte, wofür vor allem die starke Dynamik charakteristisch war. Sieht man die Sache so, wie kann man dann Hebbel, dessen Dichtung immer auf überspitzten Pointen fußt, immer auf den Siedepunkt der Erregung gestellt ist, als Typus nordischen Geistes ansehen? Kurz und gut, hier scheinen die verschiedensten Empfindungs- und Einordnungsweisen möglich. Sobald man eben vom sicheren Allgemeinen ins Besondere geht, so werden die in Rechnung zu ziehenden Faktoren so vielfach und verflochten, daß die Fehler sich lawinengleich vergrößern. Der Übergang zum eigentlich Fragwürdigen scheint also da, wo von der zwar auch noch ganz verschwommen umrissenen, aber immerhin grundsätzlich logisch möglichen rassenmäßigen Deutung der tiefsten Kulturelemente zur rassistischen Eingliederung der geistigen Wesenheit und Leistung einzelner Personen geschritten wird. Man biegt vor der instinktiv ergriffenen Tatsache aus, daß einer nationalen Kultur als einer verhältnismäßig geschlossenen geistigen Größe voraussetzungswidrig als deren Träger ein rassenmäßig durchaus nicht mehr einheitliches Volk gegenübersteht, und gelangt so dazu, die Menschheit nur noch als Mosaik von einzeln zu betrachtenden Individuen zu behandeln, bei denen Körper und Geist rassenmäßig je ganz individuell einander zuzuordnen sind. Dabei werden dann natürlich zwischen kulturell benachbarten, aber rassistisch verschiedenen Individuen die geistigen Unterschiede voll herausgearbeitet, während die vielleicht weit größeren Gemeinsamkeiten gar nicht bewußt werden. Man muß sich aber in aller Unvoreingenommenheit die Tatsache klar machen, daß durchschnittlich die rassistischen Verschiedenheiten innerhalb desselben Volkes geistig eine ziemlich geringe Rolle spielen gegenüber dem kulturell Gemeinamen. „Volk“ nehmen wir dabei durchaus in dem begrifflich wie alles Lebendige schwer ganz abklärbaren Verstande, den es einfach hat, wobei allerdings die Sprache konstitutiv die Hauptrolle spielt.

Nachdem Günther anfangs einfach von den verschiedenen Rassentypen ins Geistige hinaus vorgestoßen war, kam bald ein Bewußtsein von den hier komplizierenden Überschneidungen. Das Verdienst, zuerst das Problem der gewisserweise selbständigen Überlagerung des Rassistischen durch das Geistige gesehen zu haben, gebührt unstreitbar Ludwig Clauß — ohne daß er den Umfang des Problems annähernd erkannt hätte. Sein erstes Buch, „Die nordische Seele“,⁷⁾ macht mittels einer deutschen Terminologie (die neben Geschmacklosem auch Glücklicheres enthält, wenn es sich einführen sollte) den Versuch erkenntnistheoretischer Grundlegung, sein zweites, „Rasse und Seele“,⁸⁾ gibt eine Anzahl teilweise recht gut erfüllter Analysen geistiger Rassentypen, obschon daneben auch rechte Grobschmiedarbeit. Beide Bücher kennzeichnen sich durch unerlaubte wissenschaftliche Leichtherzigkeit. Ihr wesentlichster positiver Fortschritt ist die Aufstellung des Begriffes „Ausdrucksbahn“: durch Einlebung in geistige Einstellung andersrassistischen Ursprungs wird dem Körpertypus ein fremder Ausdruck auferlegt. Günther nennt diesen

⁷⁾ Verlag Niemeyer, Halle a. d. S.

⁸⁾ Verlag J. F. Lehmann, München.

Vorgang neuestens „Überprägung“. Mehr als ein Problem ist damit nicht gegeben. Mit dem Worte „Ausdrucksbahn“ wird vorausgesetzt, es sei etwas Abtrünniges im Menschen, was zum Ausdruck eine andere als die artrechte Bahn nehmen könne; mit dem Worte „Überprägung“, es werde einer vorhandenen artrechten Gestalt eine neue, halb überdeckende Form aufgezwungen. Ist diese Auffassung richtig? Macht ein nordischer Franzose, ein westlicher Deutschschweizer den Eindruck eines innerlich infongruenten, in seiner Auslebensform mit einem Bruch versehenen Menschen, weil das Gesetz seines Ausdrucks andersrassigen Ursprungs ist als er selbst? Wohl nur im beschränktesten Umfang. Dem Individuum gegenüber erweist sich der objektive Geist, der ihm riesenhaft wuchsend entgegentritt, unbedingt überlegen. Er kann zwar nicht aus ihm heraus= holen, was nicht in ihm ist, nicht Trauben von den Dornen lesen; so doch das Material modeln, Tendenzen zurückdrängen, andere hervor= locken, sodaß das entstehende Bild grundverschieden von dem gleichen individuellen Material innerhalb anderer Kulturen ausfällt. Die schlichte Erfahrung zeigt, daß es Volks=, Sprach= und politische Grenzen gibt, welche durch rassisch ganz gleichartiges Gebiet schneiden und doch zu beiden Seiten durchaus verschiedenartige Menschen lassen. Ein ostlicher Elsässer und ein ostlicher Franzose, ein nordischer Italiener und ein nordischer Süddeutscher, ein dinarischer Tiroler und ein dinarischer Graubündner sind nach ihrem inneren Aufriß und nach ihrem äußeren Rhythmus durchaus verschiedene Menschen; eine Verschiedenartigkeit, neben welcher diejenige der Menschen verschiedener Rasse, aber gleicher Volks= zugehörigkeit verhältnismäßig wenig ins Gewicht fällt. Sprache und Kultur bestimmt die Denkweise in ganz anderem Maße als Rasse es tut. Wie die Sprachwerkzeuge im zarten Alter durch Nachahmung so fein eingestellt werden, daß später geradezu eine vererbte anatomische Ur= anlage es zu sein scheint, die jede Erlernung der letzten Eigenart fremder Sprachen verhindert — so ist es auch mit den geistigen Lebensformen. Ein nordischer Franzose ist wohl fast so unfähig, jemals sich dem eigensten Wesen deutschen Geistes zu öffnen, wie ein westlicher. Mit der Sprache wird aber die ganze Gesinnung so ins Tiefste geändert, daß z. B. die Nachkommen der in Frankreich einwandernden Italiener mit dem Augenblick des Sprachverlustes auch zur französischen Geburtenziffer übergehen. Ebenso haben von den beiden Teilen der Bretagne, die sich bretonisch fühlen, der französisch sprechende die französische Geburten= ziffer, der bretonisch sprechende eine doppelt so hohe. Die zahlreichen in die deutsche Schweiz einwandernden Italiener behalten ihre südliche Leb= haftigkeit solange wie ihre Sprache. Sobald die zweite Generation deutsch spricht, ist trotz vielleicht rein westlicher Rasse das ganze musi= kalische Mienen= und Gestenspiel in die schwere und farge Art des Deutschschweizers übergegangen. Die deutsche Schweiz ist besonders in den Städten rassienmäßig so zusammengewürfelt wie kaum ein anderes europäisches Land. Alle vier Hauptrassen sind mehr oder minder stark vertreten. Trotzdem ist die Art des Schweizers, sich zu geben, zu reden, schon sein Gesichtsausdruck so absolut spezifisch, daß man bei nicht allzu

großer Einlebung ihn sofort mit Sicherheit diagnostiziert. Schon in den sprachlich kaum zu unterscheidenden angrenzenden badiſchen Landſtreifen fehlt dieſes letzte Spezifikum; es iſt alſo hier die politiſche Zugehörigkeit, die ſo tief ausformt.

Unzweifelhaft iſt es alſo unrichtig, die Individuen iſoliert rein nach ihrer Raſſe geiſtig einordnen zu wollen. Das muß zu ſtärkſten Vereinfachungen und Ignorierungen führen. Verwerflich iſt es ſchließlich geradezu, wenn (wie mehrfach geſchieht) von Zügen eines geiſtigen Opus aus, die alſ für eine beſtimmte Raſſe kennzeichnend gedeutet werden, auf das Vorhandenſein der körperlichen Merkmale dieſer Raſſe beim Urheber zurückgeſchloſſen wird, auch wenn ſie direkt gar nicht feſtgeſtellt werden können. Bei dem ſchwankenden Charakter des ganzen Forſchungsgebietes iſt das ein reiner Zirkelſchluß. Überhaupt beſteht die Gefahr, daß geſicherte geiſtige Typenbilder einfach mehr oder minder gewaltsam ins Raſſiſche überſetzt werden, ohne daß aus dieſem Geſichtspunkt ſelber neue Erkenntnis dazukommt.

Daß Raſſe alſ Faktor geiſtig ſich auswirkt, ſoll mit ſolchen Warnungen, die Dinge hier zu moniſtiſch aufzubauen, durchaus nicht beſtritten ſein. Bei vorſichtigem Mißtrauen gegenüber allen zu einfachen Erklärungen wäre es durchaus denkbar, vom Raſſengeſichtspunkt aus auch geiſtig-kulturelle Problematik durchſichtiger zu machen — etwa die verſchiedenen Kulturſtrömungen eines Volkes, die ſich durch die Geſchichte hin alſ beſtändig erweiſen, alſ durch Raſſenfaktoren bedingt zu erkennen u. ſ. w. Man denke z. B. an den naheliegenden Verſuch, den unaufhörlichen Kampf von Klaſſik und Romantik in Frankreich alſ abwechſelnde Oberhand der weſtlichen und nordiſchen Raſſenkomponente zu deuten. Jedoch ſchon dieſe Andeutung macht die ganze Fragwürdigkeit eines ſolchen Verſuches klar. Es gehörte nicht nur eine äußerst ſorgfältige Einzelunterſuchung, die ſich ſelbſt alle Einwürfe machte und alle miſſprechenden Faktoren berückſichtigte, ſondern vor allem auch eine grundlegende Theorie zur Beſtimmung des Verhältniſſes dieſer Faktoren her.

Eine ſolche Theorie hätte wohl grundſätzlich mit zwei Prinzipien zu rechnen, Körper und Geiſt, und zwiſchen ihnen mit einer geradezu verwirrenden Mannigfaltigkeit von Wechſelwirkungen und wiederum ſolchen zwiſchen den Grundprinzipien einerſeits und ihren verſchiedenen Vermischungen andererſeits. Der zu Grunde zu legende Ausgang wäre ein gewiſſer Indifferenzzuſtand beider: das reinraſſige Volk, welches nach Körper- und Geiſtesform, nach Sein und Sichauswirken durchaus einheitlich, nach einem Geſetz geſtaltet wäre. Ein Bewußtſein dieſer Urform entſtünde erſt durch ein gewiſſes Heraustreten aus derſelben, welches zugleich ein Heraustreten aus der Einheit von Körper- und Geiſtgeſetz wäre. Es träte eine Raſſenmischung ein. Aus dieſer ergäbe ſich ein zwiefacher Bruch: einerſeits zwiſchen den Formgeſetzen der beiden kopulierenden Raſſen — und andererſeits zwiſchen dem daraus hervorgehenden Baſtardweſen und der Struktur der geiſtigen Kultur, in die es hineingeboren und =erzogen wird und die ihm mit normativem Anſpruch entgegentritt. So entſtünde die Spannung, an welche der fruchtbare

Fortgang jeder geistigen Entwicklung, jedes Bewußtwerdungs-Vorgangs, was dasselbe ist, geknüpft ist. Schon im Begriff der Spannung liegt, daß sie etwas ist, was zwischen verhältnismäßig verwandten Positionen stattfindet: Identisches ergibt Spannungslosigkeit, Grundverschiedenes Zerreißen der Spannung und Chaos. Die beiden Spannungszustände, nämlich der zwischen den Komponenten einer Erbmasse und der zwischen einem neuen Mischlingstyp einerseits und dem objektiven Geiste der Kultur andererseits wären nach ihrer geistigen Bedeutung für die Kulturentwicklung im einzelnen zu erwägen. Für die Gegenwartsproubleme scheint der zweite Teil der wichtigere zu sein. Durch ihn ergäbe sich hauptsächlich die bewußte Ablösung und Gegenüberstellung des Geistigen zum Körperlichen, durch ihn auch die Umdeutung, Bedeutungsabwandlung der Kulturformen als die Einfühlung einer rassistisch veränderten Volksnachkommenschaft in eine von den Vätern geistkörperlich einheitlich angelegte und entwickelte Kultur.

Diese Konstruktionen, als solche durch ihre grammatische Möglichkeitsform gekennzeichnet, sind in gewisser Weise notwendig. Erst von ihnen aus ergibt sich ein Verständnis der heutigen Lage, soweit sie rassistisch verstanden werden kann. Heute sind die Kulturen ausgebaute geistige Systeme, welche bis in die feinsten und scheinbar abstraktesten Verästelungen eine organische Prägung, voraussetzungsgemäß die einer Rasse oder Rassenmischung tragen, welche sie in den Grundzügen geschaffen hat. Jedoch vermögen sie sich über der physiologischen Bindung, der sie entwachsen, weitgehend freischwebend zu erhalten. Sie treten dem Individuum, welcher Rasse auch immer, mit der Wucht säkularer Autorität gegenüber und modeln es übermächtig nach sich. Sie ballen sich aus Rassenfaktoren, geistiger Dialektik, Umweltseinflüssen, stofflichem Zwang der Wirtschaftsformen, politischer Geschichte und tausend andern Dingen zu Wesen eigener Logik zusammen. Die Rassenpotenzen des Einzelnen kommen daran höchstens oberflächlich, nur bei geistig sehr selbständigen und produktiven tiefer umorientierend zum Ausdruck; und auch dann niemals unvermittelt Neues schaffend, sondern höchstens umtönend, umstimmend, bestimmte Seiten des objektiven Gebildes hervorhebend, andere zurückdrängend — das darnach meistens im Spiele seiner dialektischen Pole seinem Gleichgewicht wieder zustrebt. Diese kleinen Richtungsakzente können sich aber auch einseitig summieren. Wenn die rassistische Zusammensetzung des kulturtragenden Volkes sich zu sehr verschiebt, zu abweichend vom Geiste seiner Kultur wird, oder durch uferlose Mischung geradezu minderwertig, so kann die Kultur nicht mehr die ihr verwandten Energien aus der Naturgrundlage saugen, um sich damit im Geiste hinlänglich selbständig zu erhalten.

Es scheint also, daß Alles darauf hindrängt, aus der Rassenlehre nach ihrer geistigen Bedeutung Imperative abzuleiten, welche die Erhaltung der Grundlagen, die unsere Kultur erschufen, zur obersten Pflicht machen. (Schluß folgt.)